Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 65. Bromberg, den 19. Juli 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.)

Es war übrigens am selben Abend, daß das unerklärliche Ereignis in Korridor D eintraf. Hotel „Excelsior" war ein merkwürdig unregelmäßiger, verwickelter Bau, an dem von Jahr zu Jahr niedergerissen und aufgebaut worden war. Stockwerk über Stockwerk, dazwischen Erker und Türmchen, und im Innern des Baus liefen die Korridore über- und untereinander, einige waren durch die vielen Umbauten förmig begraben, vom Tageslicht ausgeschlossen worden, sodaß sogar an Sommertagen stets eine kleine Lampe brennen mußte. Wie gesagt, es war im Korridor D, der zu dieser Sorte gehörte, daß das unerklärliche Ereignis sich zutrug.

Nachdem alles überstanden war, hatte der Hotelwirt, Herr Joachim Gaarder, den Portier in sein Privatkontor gerufen und ihm strengstes Stillschweigen über den Vorfall im Korridor D auferlegt. Herr Gaarder war noch immer sehr blaß, eine Blässe, die durch das weißseidene Tuch, das er um den Hals trug, noch gehoben wurde. Der Portier verbeugte sich schweigend. Herr Gaarder fügte sogar hinzu, daß das Ganze durch ein Unwohlsein verursacht wäre, das ihn plötzlich befallen hätte.

„Wir müssen einen Luftkanal nach Korridor D legen lassen, dort ist eine Luft wie in einem Keller, einem Leichenkeller, wir können unseren Gästen so etwas gar nicht zumuten. Das Wichtigste aber ist, mein lieber Petterson, daß die Gäste nichts von dem Vorfall erfahren. Solche Zwischenfälle stören nur das allgemeine Wohlbefinden. Sie verstehen?"

Natürlich verstand der Portier, verbeugte sich wieder und entfernte sich ohne ein Wort.

Denken aber darf ein Portier. Und indem er zu seinem Platz in der großen Halle zurückkehrte und aus alter Gewohnheit, rein instinktiv, nachsah, ob die richtigen Flammen brannten und die anderen gelöscht, die Fahrstuhltüren verschlossen und alle Türen verriegelt waren, — während sein Blick dies alles umfaßte, dachte er an den merkwürdigen Unterschied zwischen Herrn Gaarders letzten Worten und denen, die er vor einer halben Stunde gerufen hatte, als man ihn fand. Man hatte ihn unter höchst merkwürdigen Umständen im Korridor D gefunden.

Wegen des kalten Wetters, das nicht zu Spaziergängen im Freien einlud, sogar das Leben in den Zimmern ungemütlich machte, waren die meisten Gäste zeitig zu Bett gegangen. Nachdem der Tee um zehn Uhr serviert worden war, wurde es leer in den Salons, und gegen elf Uhr saßen nur einige Gäste lesend am Kamin, während das Anschlagen der Billardkugeln im Spielzimmer die Anwesenheit der üblichen russischen Billardspieler verriet. Draußen war es ungewöhnlich dunkel, fast oktoberdunkel, und drinnen brannte überall elektrisches Licht. Dann kam Herrn Gaarders Runde.

Herrn Gaarders Runde war so sicher wie der Schlag eines Uhrwerks. Punkt elf Uhr trat er in die Loge des Portiers, durchblätterte die Tagesaufzeichnungen und ließ sich vom Portier Bericht erstatten, gab seine Befehle und begab sich weiter auf seinen Rundgang. Erst um den großen Rasenplatz, dann in die Garagen und Stallgebäude, darauf durch alle Stockwerke und Korridore, bis unters Dach. Er prüfte alle Fahrstühle, durchwanderte die Gesellschaftsräume und endete ziemlich regelmäßig fünf Minuten vor halb zwölf wieder in der Loge des Portier, sagte gute Nacht und zog sich zurück. Vielleicht war diese Runde unnötig, dennoch war sie wie eine Art Parade. Jeder wußte, daß der Wirt den geringsten Fehler entdecken würde, und darum war meistens alles am Platz.

An diesem Abend saß der Portier über seine Abrechnung gebeugt, als die Uhr über seinem Pult drei Viertel schlug. Julius Petterson war so in seine Bücher vertieft, daß es vielleicht eine Minute dauerte, bevor er sich bewußt wurde, daß die Uhr ein Viertel vor zwölf war und Herr Gaarder von seinem Rundgang noch nicht zurückgekehrt sei. Das fiel ihm auf; seit er hier gewesen, war das noch nicht passiert. — Wahrscheinlich hat er sich mit jemandem verplaudert, dachte der Portier, und wird gleich kommen. Kurz darauf läutete das Haustelephon — es war die strenge Frau Alexandra, die nach ihrem Manne fragte.

„Er ist wie gewöhnlich hier gewesen", antwortete der Portier, „zurückgekommen aber ist er noch nicht."

Der Portier wußte, daß Herr und Frau Gaarder todsicher jeden Abend um halb zwölf bei ihren Keks und Sherry saßen. In der darauffolgenden Stunde tauschten diese beiden vorzüglichen Menschen ihre Beobachtungen des Tages aus, es war die Generalversammlung des Hotels, auf der die Rechnungen nachgesehen, Menüs ausgearbeitet, Kündigungen, Engagements und Gehaltserhöhungen beschlossen und vor allen Dingen zu dem Komfort der Gäste Stellung genommen wurde. In Wahrheit eine wichtige Sitzung, die in der Saison das Wohl und Wehe von über dreihundert Menschen umfaßte. Nach dieser Sitzung zog Frau Alexandra sich zurück, doch kam es vor, daß Herr Gaarder noch eine oder zwei Stunden an einem Bridgetisch verbrachte. Die Sitzung aber versäumte er nie.

Noch eine Weile war der Portier in seine Abrechnungen vertieft. Dann legte er sorgfältig die Bücher auf der einen Seite des Pultes zusammen und ordnete geistesabwesend die blauen und gelben Bleistifte unter der Lampe. Lehnte sich darauf in den Drehsessel zurück, stützte den Nacken gegen die Lehne und starrte geistesabwesend und träumend auf die gestreifte Tapete der Wand. Jetzt schienen alle Gäste zur Ruhe gekommen zu sein, die gepolsterten Türen der Korridore standen still, und er hörte nicht mehr das ferne Anschlagen der Elfenbeinkugeln aus dem Billardzimmer. Empfand er, wie solch großes hinsterbendes Hotel einen ungeheuren Umkreis mit seiner Stille füllen konnte?

Plötzlich läutete ein elektrisches Signal, und ein Messingknopf fiel herab. Es war abermals Frau Alexandra, die anrief. Indem der Portier nach dem Hörer griff, fiel sein Blick auf die Uhr, und er schrak zusammen. Es war schon halb eins.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu", sagte Frau Alexandra am Telephon, „haben Sie meinen Mann noch nicht gesehen?"

„Nein, gnädige Frau", antwortete der Portier. „Es ist sehr merkwürdig."

„Ich habe überall herumtelephoniert", sagte Frau Alexandra, „er ist in den Ställen, in der Garage und in der Küche gewesen, in den Salons aber war er noch gar nicht, und das ganze Hotel ist schon zur Ruhe gegangen."

„Es ist unbegreiflich, gnädige Frau."

„Ich komme herunter", sagte Frau Alexandra.

Als der Portier ihr Kleid im Säulengange rascheln hörte, trat er aus seiner Loge und empfing sie in der Halle. Sie hatte einen grauen Abendmantel um die Schul-

tern geworfen. Frau Alexandra war nicht mehr jung, sah aber doch gut aus — in ihrer Jugend mußte sie eine Schönheit gewesen sein. Mit den Jahren war sie etwas stark geworden, und sie liebte es, als die stattliche, liebenswürdige, bestimmte Wirtin, die Hausfrau, aufzutreten, die, wenn sie sich zeigte, die Huldigungen der angesehenen und berühmten Gäste entgegennahm; wenn Oberst a. D. von Brotsberg mit ihr konversierte, glaubte man sich in ein französisches Salonstück versetzt. Ihre Angestellten behandelte sie stets mit einer besonderen Höflichkeit, die den ungeheuren Abstand zwischen solchen und ihr betonte.

„Schließen Sie auf", sagte sie.

Der Portier öffnete die Haupttür. Frau Alexandra hüllte sich fester in ihren Mantel und stieg die Treppe hinunter. Draußen war alles still. Hier und dort leuchtete ein Fenster in der Hotelfassade, sonst aber waren die langen, geraden Reihen dunkel und ausgelöscht. Von ihnen zeichneten sich die Silhouetten der niedrigen Garagen und Angestelltenwohnungen und hinter ihnen wölbte der Wald seine kompakte Masse wie Riesenhügel gegen den blaugrauen Himmel. Es war windig geworden, unten am Strande klang das langgezogene, öde Lied des Wellenschlages, das sich von Horizont zu Horizont zu ziehen schien.

Plötzlich hörten sie Hundegeheul aus der Dunkelheit. Es kam vom Garten beim südlichen Flügel, dort wo die großen Blumenbeete angelegt waren. Es war kein gewöhnliches Hundegebell, sondern ein klagendes, murrendes, zorniges Geheul.

„Was ist das für ein Hund?" fragte Frau Alexandra.

„Ich weiß nicht", antwortete der Portier, „hierher kommen sonst keine Hunde."

Sie lauschten und das Geheul blieb bei, nur wurde es offenbar immer erbitterter, gleichsam drohender.

„Da geht etwas vor," sagte Frau Alexandra, „kommen Sie, wir gehen durchs Hotel."

Sie gingen schnell durchs Hotel. Auch hier drinnen konnten sie das Hundegeheul aus dem Blumengarten hören. In den Korridoren brannten die roten elektrischen Lampen mit ihrem schwachen Schein. Um den Ausgang des südlichen Flügels zu erreichen, mußten sie den Korridor D passieren.

5.

Das schreckliche Hundegeheul wurde noch stärker; wilder und wilder klang es durch das Dunkel der Nacht, schicksalsschwanger und drohend. Frau Alexandra und der Portier blieben draußen stehen und lauschten.

„Es scheint ein Jagdhund zu sein," sagte der Portier verwirrt, er wußte nicht recht, was er sagen sollte, „auf alle Fälle ist es ein großer Hund. Das kann man hören."

Bereits wurden hier und dort die Fenster geöffnet. Die Gäste waren unruhig geworden. Aus einem Fenster rief eine barsche, verschlafene Männerstimme:

„Wird da unten jemand umgebracht?"

„Jagen Sie den Hund fort", sagte Frau Alexandra streng.

Der Portier versah sich mit einem Knüppel, einem Stück von einer zerbrochenen Wagenstange, das auf dem Hofplatz lag, und lief damit zur Gartenpforte. Frau Alexandra hüllte sich fester in ihren Mantel und folgte ihm hastig. Plötzlich aber blieben sie beide stehen, atemlos, wie Menschen vor dem Unerwarteten stehen bleiben. Ein Schuß tönte durch die Nacht, und das unheimliche Hundegeheul erstarb in einem Winseln. Nachdem das Winseln verstummt war, blieb einen Augenblick alles still, dann aber wurde das Hotel lebendig. Mehrere Fenster wurden geöffnet, hier und da wurde es hell.

Frau Alexandra, die ihre überlegene Geistesgegenwart nie verlor, befahl dem Portier, durch den Garten zu gehen, um zu sehen, was los sei; sie selbst kehrte schleunigst in die Halle zurück, wo die ersten Hotelgäste, die der Schuß erschreckt hatte, sich bereits zeigten, ein nervöser Herr in gestreiftem Pyjama, einige erschrockene Damen in Abendmänteln, die noch mehr erschraken, als sie den Herrn im Pyjama sahen. Und es kamen mehr.

Frau Alexandra aber beruhigte sie alle mit ihrem unvergleichlichen Lächeln.

„Es ist gar nichts", sagte sie, „wahrscheinlich ein fremder Hund, der hinter dem Wild im Walde her war; einer der Waldläufer hat einen Schuß abgegeben, um ihn zu verscheuchen. Vielleicht ist es auch ein Wilderer gewesen. An dergleichen sind wir hier draußen gewöhnt, das bedeutet gar nichts. Die Herrschaften können ruhig zu Bett gehen."

Und da nichts mehr geschah und die Landstraße draußen in vollkommener Ruhe dalag, wovon die Gäste sich mit einem Blick durch die offenstehende Hoteltür überzeugen konnten, und da Frau Alexandras Ruhe so wohltuend wirkte, beruhigten sich bald alle und zogen sich auf ihre Zimmer zurück. Als Frau Alexandra aber in der schwach erleuchteten Halle allein geblieben war, wich ihre heitere Überlegenheit plötzlich einer gewissen Ratlosigkeit; ihre Augen bekamen einen wachsamen Ausdruck. Da kehrte der Portier zurück.

„Unten im Garten liegt ein Jagdhund", sagte er, „mit einem Schuß durch den Kopf".

„Ein Hund also", murmelte sie wie geistesabwesend, dann aber fügte sie ruhig hinzu:

„Wie ist der Hund in den Garten gekommen?"

„Er muß über den Zaun gesprungen sein. Ein hübscher Sprung, sogar für einen Hund. Er lag auf dem Rasen vor dem südlichen Flügel."

„Mitten auf dem Rasen?"

„Ja. Aber ich habe den Kadaver ins Gebüsch geschleppt. Später werde ich ihn wegschaffen lassen."

„Kannten Sie den Hund?"

„Ich glaube, es war einer von des Försters Hunden. Wenn es hell wird, werde ich ihn genauer betrachten."

„Von wo ist der Schuß gekommen?" fragte Frau Alexandra, „aus dem Walde?"

Der Portier überlegte eine Weile.

„Höchstwahrscheinlich", sagte er zögernd, „obgleich ich nicht begreifen kann, weshalb jemand aus dem Walde hierher nach einem Hund schießen sollte. Er lag, wie gesagt, auf dem Rasen.

Frau Alexandra wurde ungeduldig.

„Höchstwahrscheinlich, sagen Sie. Was meinen Sie damit? Es muß doch vom Walde aus gewesen sein. Denn vom Meere her —"

„Nein, aber —"

„Oder vom Hotel aus?"

Der Portier antwortete nicht.

Frau Alexandra packte ihn am Arm.

„Oder vom Hotel aus?"

„Bedenken Sie das Geheul, gnädige Frau", sagte der Portier. „So heult ein Hund, der wild vor Erbitterung ist oder sich in Lebensgefahr befindet. Und warum ist der Hund in den Garten gekommen? Man könnte glauben, er habe einen Menschen verfolgt und zu einem Fenster des Hotels hinaufgeheult. Die Sache wäre auf ganz natürliche Weise zu erklären, wenn er einen Dieb angebellt hätte, ich habe aber die Umgebung genau untersucht und nichts Verdächtiges gefunden. Und wie sollte ein Dieb auch über die glatte Mauer klettern können? Dagegen muß man sagen, daß ein Hund, der mitten auf dem Rasen steht, leicht von einem der Hotelfenster aus erschossen werden kann."

„Ausgeschlossen", sagte Frau Alexandra mit Bestimmtheit. „Wer hätte das tun sollen. Sie reden Unsinn, Petterson. Der Hund ist vom Walde aus erschossen worden, wahrscheinlich von einem Wilderer. Diese Kerle sind ja immer hinter den Försterhunden her. Der Hund ist also vom Walde aus erschossen worden, verstehen Sie, Petterson?"

Bei diesem Ton nahm der Portier gleich wieder seine Hotelhaltung an.

„Ich verstehe, gnädige Frau", sagte er mit einer Verbeugung.

Frau Alexandra hatte während dieses Gespräches einen ungeduldigen und geistesabwesenden Eindruck gemacht. Sie schien mit ihren Gedanken irgendwo anders zu sein und konnte ihre Nervosität nicht länger verbergen. Und als sie festgestellt hatte, daß wegen des toten Hundes vom Hotel kein Schadenersatz verlangt werden könne, begann sie wieder:

„Vielleicht ist im südlichen Flügel doch etwas vorgefallen, so laut bellt ein Hund nicht ohne Grund."

„Ist der Herr Direktor noch nicht zurückgekommen?" fragte der Portier.

„Nein. Und nachdem er die Garagen inspiziert hat, soll er sich in den südlichen Flügel begeben haben. Vor etwa einer Stunde schon. Begleiten Sie mich, Petterson, wir wollen einen Rundgang durch den Flügel machen. Aber merken Sie sich, was auch geschehen mag, hier in meinem Hotel passiert nichts Beunruhigendes."

Wenn Frau Alexandra „mein Hotel" sagte, würde selbst die kleinste Widerrede schicksalsschwanger sein, das wußte der Portier. Darum sagte er nur:

„Sehr wohl, gnädige Frau."

Und dann gingen die beiden schweigend durch die stillen Korridore des Hotels, über die weichen Teppiche, die jeden Laut dämpften. Der Portier ging voran und drehte das elektrische Licht an, und Frau Alexandra löschte es wieder. Sie hatten schon verschiedene Gänge passiert und nichts Ungewöhnliches entdeckt. Aus den Zimmern drang kein Laut, alles war zur Ruhe gegangen. Schließlich gelangten sie auch zum Korridor D, dem Gang, wo Tag und Nacht Licht brannte. Tags weißes elektrisches Licht und nachts eine rote Lampe, die aus ihrer Nische in der Wand einen rosigen Schein über den Gang warf. Als Frau Alexandra und ihr Begleiter diesen Gang betraten, sahen sie gleich einen Gegenstand, der auf dem Teppich unter der roten Lampe lag. Von weitem sah es wie ein hingeworfenes Bündel oder ein schlafendes Tier aus. Als sie aber näher kamen, sahen sie, daß es Herr Joachim Gaarder war, der mit einem einzigen Schlag zu Boden gestreckt worden ist.

Frau Alexandra beugte sich über ihn und hob seinen Kopf. Die linke Schläfe war mit geronnenem Blut bedeckt. Der Portier stand wie angewurzelt und betrachtete die Szene mit jenem stummen und lautlosen Staunen, das einfachen Menschen eigen ist.

„Licht!“ befahl Alexandra.

Der Portier drehte an einem Kontakt und von der Decke strömte blendend weißes Licht über den Gang.

Frau Alexandra untersuchte die Wunde an der Schläfe ihres Mannes und lauschte an seiner Brust.

„Sind die Zimmer in diesem Gang vermietet?“ fragte sie darauf.

„Noch nicht“, antwortete der Portier.

„Schließen Sie eins auf!“ befahl Frau Alexandra.

6.

Es zeigte sich bald, daß Joachim Gaarder nur ohnmächtig war. Nachdem Frau Alexandra seine Schläfen gekühlt und das Blut abgewischt hatte, kam er zu sich. Als er die Augen aufschlug, starrte er verwirrt durchs Zimmer, und selbst der Portier war erstaunt über das Entsetzen, das sein Blick ausdrückte.

Er schien seine Umgebung nicht gleich zu erkennen, richtete sich halb im Bett auf, und als Frau Alexandra ihn stützen wollte, schob er sie von sich. Es war, als ob sein Blick etwas im Zimmer suchte, das er sehr fürchtete, aber nicht mehr finden konnte.

Plötzlich sprang er aus dem Bett und stieß wirre Reden aus, von denen man die Worte verstand: „Wo bin ich, wo ist er?“

Nach und nach aber schien ihm das Gegenwärtige doch bewußt zu werden. Er entdeckte die beiden bekannten Gesichter und sah sich verwirrt um, als ob er aus einem schweren Traum erwachte. Als Frau Alexandra sah, daß sie wieder vernünftig mit ihm sprechen konnte, sagte sie zu dem verstörten Portier:

„Wie Sie sehen, ist mein Mann in dem dunklen Gang gefallen und hat sich an der Heizung verletzt. Das Ganze ist an und für sich ohne Bedeutung, aber wir müssen für bessere Beleuchtung in dem Gang sorgen. Begeben Sie sich jetzt wieder an Ihren Platz.“

Der Portier verbeugte sich noch verstörter.

„Soll ich Ihnen helfen?“ fragte er, „ich meine, wenn Herr Gaarder noch zu schwach ist, um allein zu gehen.“

„Begeben Sie sich an Ihren Platz“, sagte sie nur. Und Petterson ging.

Später erinnerte er sich noch oft des Anblicks, als er das Zimmer verließ. Der sonst so tadellose und schneidige Hotelbesitzer Gaarder saß ganz zusammengesunken in einem der Plüschsessel, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in den Händen; sein Anzug war durch den Fall beschmutzt und zerknittert, der schwarze Schlips saß schief. Die ganze Erscheinung würde das erniedrigende Bild eines Betrunkenen abgegeben haben, wenn nicht das geronnene Blut am Ohr dem Ganzen einen tragischen Ernst verliehen hätte. Mitten im Zimmer aber stand Frau Alexandra, fest in ihren dunklen Mantel eingehüllt, stolz und überlegen wie immer, abweisend, fast schien es, als ob sie über die Sache lächelte. Keiner verstand es wie die große Hotelwirtin, selbst die ungewöhnlichsten Ereignisse herabzuziehen, so daß sie zu nichts wurden. Sie war der Ansicht, die sich durch nichts irremachen ließ, daß in einem guten Hotel niemals etwas passierte. Auch jetzt war nichts geschehen. Gehen Sie an Ihre Arbeit, sagte sie, mein Mann hat das Pech gehabt, im Gang zu fallen. So verließ der Portier das Ehepaar Gaarder. Sein Gemüt war sehr erregt, noch fühlte er den Schauder über das furchtbare Hundegeheul und konnte nicht umhin, die verschiedenen Ereignisse der Nacht zusammenzustellen: das Hundegeheul, den Schuß und den blutenden Mann im Korridor. Einen Zusammenhang aber konnte er nicht entdecken, er wunderte sich nur darüber, daß alle diese auffallenden Störungen fast gleichzeitig eingetroffen waren.

Bereits um vier Uhr morgens lag die Gegend in zartem Morgenlicht gebadet. Der Wind hatte sich gedreht und eine frische Brise aus Nordwest hatte die schmutzige, schwermütige Wolkendecke weggefegt, es schien ein schöner, warmer Tag unter der blauen Himmelskuppel zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Peterles Abenteuer.

Von Elsa Holtscheff.

Seit langen Jahren hatte es sich so oft gefügt, daß Karl Peterle in den ersten Julitagen ins Bad reiste. Er hatte ja auf keinen Menschen und keine Arbeit Rücksicht zu nehmen und richtete es sich daher immer so ein, daß er nach Saisonschluß des heimatlichen Stadttheaters die Badereise antrat. Krank war der vierzigjährige Rentier Peterle eigentlich nicht. Aber sein Arzt sagte, er lebe zu gut, und deshalb müsse er alljährlich was gegen sich tun. Er tat es immer wo anders. Und so kannte er bald alle deutschen Bäder. Nur Karlsbad kannte er noch nicht. „Dorthin geh' ich mal, wenn ich wirklich krank bin,“ pflegte er zu sagen.

In diesem Jahre aber, so gegen das Frühjahr hin, hatte er ein leichtes Ziehen und Prickeln in der großen Zehe verspürt, und Dr. Spiro warf ihm das häßlich klingende Wort Gicht entgegen. „Keine veritable Gicht, sondern ein kleines Gicht-Memento, alter Zechbruder.“ Und der Erfolg war: Karlsbad.

Am 30. Juni wohnte Karl Peterle noch dem Benefiz des Komikers Solln im Stadttheater bei, und tags darauf tat er das Gleiche wie die Mimen, die in ihre achtwöchentlichen Ferien gingen: er packte seine Koffer.

In Karlsbad fühlte er sich nicht recht wohl. Er trank gewissenhaft allmorgentlich seinen Becher Parkquell und seine zwei Glas Mühlbrunnen, ging darauf, mit knurrendem Magen eine Stunde lang durch die Anlagen, bis er sein kargbemessenes Frühstück genehmigen durfte. Die Kur stimmte ihn mißmutig, und außerdem hatte er in Karlsbad bisher noch keinen Menschen getroffen, mit dem er sich hätte anbiedern können. Kein Mensch beachtete ihn, wenn er, am Lederriemen den Becher tragend, in der Mühlbrunnenkolonnade „Brunnen stand“.

Vier Tage führte unser Peterle solch Dasein eines unbeachteten Kurgastes. Da geschah es eines Morgens, daß er sich heftig fixiert fühlte. Aus dunkelbraunen Rehaugen kam der Blick, und mehrere freudige Lächeln begleiteten ihn. Peterle wurde rot und zupfte seinen Selbstbinder zurecht. Dabei zog er den Schmerbauch ein und tänzelte zwanzigjährig.

Der Blick kam näher. Die hübsche Dame, die ihn sandte, fand ihre Begleiterin, die soeben ihr gefülltes Brunnenglas spazieren führte und tuschelte. Alsbald war Peterle auch aus grauen Augen angeschaut. Unruhig sah er an sich herunter. Nein, die Hose saß. Was wollten die Damen nur? Er bekam sein Wasser und nahm seinen Weg nach der „Alten Wiese“. Die durchquerte er, um nach halbstündigem Hungerspaziergange sein Frühstücksgartenlokal zu erreichen. Er achtete nicht auf die Leute, die hier saßen, und vertiefte sich in seinen Kaffee. Aber er war noch nicht fertig, da wurde er auch schon aus seiner Ruhe aufgeschreckt. „Gestatten?“ fragte jemand und wartete gar nicht auf seine Antwort. Peterle blickte auf. Donnerwetter, das waren ja wieder... die Damen von vorhin... natürlich, vermehrt.

Peterle bat die vorübergehende Kellnerin um eine Zeitung. „Herr Dengen,“ sagte da eine der Damen, ein wenig zögernd. Aber es lag Schmelz in ihrer Stimme, und der Tonfall war hinreißend schwärmerisch.

Peterle lächelte: „Sie verkennen mich, gnädiges Fräulein... leider.“ Doch da war die Schöne nicht mehr zu halten. Wie ein Wasserfall ging es von ihren Lippen: „O, Herr Dengen, verehrter Meister... Sie sind erkannt... da können Sie gar nichts mehr machen... Ihr Inkognito ist gebrochen. Wir können uns ja denken, daß Sie nach den Aufregungen eines langen Burgtheaterwinters hier in Karlsbad ungestört sein wollen.... Ihre vielen Verehrer... O Gott, o Gott... aber man ist halt egoistisch... und die Gelegenheit, endlich den so oft Bewunderten ganz als Mensch zu sehen, die kommt nur einmal. Erlauben Sie daher, daß wir uns vorstellen: Da sind meine Freundinnen Olga, Vera und Paula, und ich heiße Adda, Baronesse Ho... aber nein, das gehört ja nicht zur Sache... Unbekannt ist romantischer...“

Peterle war verlegen. Aber je länger Fräulein Adda sprach, je üppiger feuerte Hochgefühl sein Herz an. Er sagte immerhin: „Wirklich, meine Gnädigen, Sie verkennen mich... Ich bin... ich heiße... Peterle... jawohl... ich wäre ja glücklich, wenn ich Herbert Dengen wäre... aber... leider...

Ausreden galten nichts. Die Damen waren überzeugt. Sie sprachen auf ihn ein, alle vier zu gleicher Zeit: Vera, Adda, Paula, Olga ... sie nahmen ihm den Kaffee weg. Tranken ihn aus. Jede einen Schluck. Sie nahmen ihm die Zeitung fort und holten alle ihre Täschchen, und aus jedem Täschchen eine Ansichtskarte und jede Ansichtskarte zeigte den Schauspieler Dengen. Nein ... Karl Peterle war es, der lächelnd, mit dem Wohlwollen des Bonvivant als Ansicht zu sehen war.

Es fehlte nicht viel, und Peterle wäre überzeugt gewesen, daß er in der Tat vierzig Jahre lang, ohne es bis jetzt zu wissen, der Schauspieler Dengen war, der Darsteller des „Narziß“ und „Kean“, der wegen seiner Tollheiten berühmte Mime, von dessen Einfällen die Theaterchroniken aller Städte voll waren ... Herbert Dengen, der Vielgescholtene, Vielbewunderte, Vielgeliebte . . .

Und nur unter Zuhilfenahme aller Geistesgegenwart verhinderte Peterle seine, die Autographenwünsche der Damen erfüllende Hand, statt Karl Peterle Herbert Dengen unter des Mimen wohlgetroffenes Bildnis zu setzen. Die Damen umringten ihn und lachten. Sie fanden den Gedanken, daß ihr Verehrter auch als Autographenschreiber sein Badepseudonym beibehielt, höchst originell und schick und

riefen: „Meister, diese Karten sind jetzt „kulturgeschichtliche Dokumente“ und Adda sagte witzig: „Wir achten Ihren Wunsch, großer Dengen und nennen Sie von nun an Peterle.“ Die Freundinnen stimmten gern bei, und im Triumphe entführten sie ihren Helden.

Auch Peterle fühlte sich aufs angenehmste angeregt. Seine Gicht war mit einem Schlage kuriert. Er hatte es bald heraus, auf alle Anzapfungen seiner schauspielerischen Berühmtheit mit einer leisen Abweisung zu reagieren. Auch kamen ihm seine guten Kenntnisse der heimischen Stadttheaterverhältnisse zu statten. Er konnte „vom Bau“ erzählen und kramte alle Anekdötchen und Klatschereien aus, so viele man ihm in den letzten fünf Jahren daheim zugeflüstert hatte.

„Ein himmlischer Mensch!“ sagte Adda. Und Olga, Vera und Paula stimmten zu. Sie erzählten es in ihren Pensionen und Hotels, sie schrieben es nach Wien. Und tags darauf stand bereits in der Kurzeitung zu lesen, daß Herr Karl Peterle, der Kurgast, in Wirklichkeit ein berühmtes Mitglied eines berühmten weltstädtischen Kunstinstituts sei.

Diese Notiz blieb nicht ohne Folgen. Denn kurze Stunden später wurden Herrn Peterle zwei Herren gemeldet, die ihn in wichtiger Angelegenheit zu sprechen wünschten. Es waren zwei Mitglieder des Ausschusses für das Wohltätigkeitsfest und baten Herrn Peterle um seine gütige Mitwirkung.

Es ist noch nicht bekannt, daß Karl Peterle gelegentlich Verse machte. Er schickte sie bisweilen wohl auch an Zeitungsredaktionen und Vortragskünstler. Aber noch nie hatte es sich gefügt, daß seine Gedichte in die Öffentlichkeit gelangten. Wer wird über ihn strenge urteilen, wenn er nun die günstige Gelegenheit ergriff, zu seinem Volke als Dichter sprechen zu dürfen? So kam es, daß auf den Zettel der Veranstaltung gedruckt wurde, Karl Peterle werde Verse von Karl Peterle rezitieren. Und in den Wiener Blättern konnte man lesen, daß der Schauspieler Dengen, der zurzeit in K. zur Kur weile, sich dort als Dichter entpuppt habe....

Es lebten in Wien zahllose Verehrer des großen Mimen. Aber es lebte dort auch ein Herr Meikel Güldenchapp, der sich damit abgab, an Kavaliere Geld zu verleihen.... bei kleinen Prozenten und einiger Provision. Auch Meikel Güldenchapp las die Herrn Dengen betreffende Notiz und sprang alsbald von seinem Kontorsessel auf: „Endlich haben wir ihn!“ Denn er wartete vergeblich auf Dengen, der seit vier Wochen, „Adressat unbekannt“ aus Wien verschwunden war. Güldenchapp hatte alsbald seinen Entschluß gefaßt: Dem Flüchtling nach!

Nicht Meikel allein rüstete sich zu solcher Tat, nicht er allein besaß manch' schönes Papier mit quergeschriebenem Autogramm des Schauspielers Dengen. Manch anderer Herr, der gleich ihm mit Kavalieren Mitleid zu haben pflegte, war in gleicher Lage. Und ein ganz harmlos dahinfahrender Wiener Schnellzug barg schweres Schicksal für Dengen-Peterle.

Der sonnte sich inzwischen in seinem Glücke. All das behagte ihm ausnehmend gut. Zwar kamen Erscheinungen, die sein Hochgefühl niederstimmten. Wenn etwa an Herrn Peterle adressierte Briefe eines Wiener Schneiders die Rechnungen für den Schauspieler Dengen enthielten. Aber das machte dem Beglückten nicht viel aus. Und kleinere Nachnahmequittungen löste er anstandslos ein. Mochte Dengen von dem Glücke, das ihm unverdienterweise in den Schoß fiel, einen kleinen Nutzen haben. Das gehörte sich so.

Das Wohltätigkeitsfest kam und Peterle bestieg, nicht ohne Herzklopfen, das Podium. Er rezitierte seine Verse mit Ausdruck und Gefühl, aber er konnte es wohl noch nicht so gut wie sein Konkurrent Herbert Dengen. Mancher, der ihn hörte, äußerte, nicht ganz überzeugt: Der Dengen hat sich aber verändert. Auf der Bühne wirkt er doch ganz anders. Immerhin, man spendete Beifall, und Peterle empfand die Größe der Stunde.

Die Brust vom jungen Ruhme geschwellt, kam er in sein Hotel zurück. Er kam nicht unerwartet. Im Gegenteil. Drei würdige Herren standen im Vorzimmer und machten einander die Wichtigkeit und dringlichere Notwendigkeit ihrer jeweiligen Geschäfte mit Herrn Dengen klar. So konnte es denn nicht anders geschehen, als daß alle drei sich gleichzeitig auf ihr Opfer stürzten: „Herr Hofschauspieler, unser Geld!“ riefen sie. „Sie haben vergessen, die letzten Interessen zu zahlen??!“

Peterle hielt etwas auf Ordnung, zumal in Geldangelegenheiten. So war er sehr verwundert, als man seiner kaufmännischen Ehre in solch schroffer Weise zu nahe trat. „Mein Name ist Peterle“. Aber die Herren kannten Herrn Dengen doch, und von seinem Inkognito hatten sie auch schon gehört. Meikel ereiferte sich: „Sie werden kränker nach Wien kommen, als Sie weggefahren sind. Jeden Morgen bau' ich mich am Brunnen auf und mahn' Sie. Nicht ruhen werd' ich, bis ich zu meinem Gelde gekommen bin. Sie . . . Sie . . . Sie Mensch . . . Sie . . .“

„Ja . . . Sie . . . Mensch Sie . “ schimpften nun auch die anderen. Dann zogen sie los. Peterle und die Leute, die sehr interessiert zugehört hatten. blieben allein. Da fiel dem Hauswirt, der gleichfalls ein Zeuge des Vorfalls gewesen war, ein, daß Peterle bis heute die eigentlich wöchentlich zu begleichenden Logiskosten nicht bezahlt habe, und er eilte in sein Bureau, um eiligst das Nötige zu veranlassen.

Peterle bezahlte die Zimmerwohnung. Und er bezahlte am anderen Morgen auch die Zinsen für seinen Doppelgänger. Denn ihm lag daran, daß der gute Ruf des Schauspielers keinen Schaden leide. Er selbst war ja so unaussprechlich froh über den großen Erfolg seiner Rezitationen.

Adda hatte ihm einen Brief geschrieben, der das Süßeste hoffen ließ. Und Olga ließ ihm Blumen überreichen, die noch viel beredter sprachen. Und Vera und Paula sandten ihm nochmals ihre Poesie-Alben, denn sie wünschten ein eigenes Gedicht ihres Schwarmes, vom Dichter selbst niedergeschrieben, zu besitzen. Peterles Herz brannte nach allen Richtungen. Bald blies der Wind das Feuer zu Adda, bald zu Olga. Bald züngelte die Flamme Vera, bald Paula zu. Und schließlich traf Peterle Adda allein, und weil niemand zusah, gab er ihr einen Kuß und war verlobt. Arm in Arm ging das junge Paar in die Posthof-Restauration, und als sie auf halbem Wege waren, fanden sie Olga auf einer Bank.

„Hab' ich auch keinen Irrtum begangen?“ dachte Peterle. Denn Olga sah heute berückend schön aus. Immerhin, er war nun einmal verlobt, und weder Olga noch Vera, noch Paula durften ihm mehr gefährlich werden. Gemeinsam setzten die drei ihren Weg fort und fanden die anderen Freundinnen bereits im Garten. Dort wurde die Verlobung gefeiert.

Man saß noch nicht lange, da erschien zwischen den Reihen der Tische eine Dame mittleren Alters, die eifrig Umschau hielt. Da sah sie Peterle und seine Genossinnen. Und schon war sie bei ihnen. „Hab ich dich endlich, du treuloser Lump?“ schrie sie. „Mir erzählst du, deine angegriffene Lunge erfordere eine Kur im Sanatorium, und dabei flanierst du mit jungen Gänsen, du... du... du.... Schuft!“ Und dann kamen ihr die Tränen.

Adda sprang entflammt vom Stuhl und nahm ihren Bräutigam für sich in Anspruch. Doch da kam sie nicht gut an.

„Mein Name ist Peterle,“ sagte er, sehr bescheiden. Aber die wilde Dame, die ihn, Adda und alle die sie sah, beschimpfte, ließ sich nichts einreden . Als sie auch den Schirm zu Hilfe nehmen wollte, flüchtete Peterle. Er hörte es hinter sich her weinen, keifen und rufen. Aber es gelang ihm doch, auf Umwegen zu entkommen.

Er eilte in sein Hotel und während er seine Sachen packte, um eilends das Weite zu suchen, erschütterten trübe Gedanken seine sonst so gleichmütige Seele. Und er erkannte, daß nicht nur beneidenswert das Dasein jener Großen ist, deren Name weithin leuchtet —.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Der lebende Thron des Häuptlings.** Fabelhafte Geschichten aus dem unbekannten Afrika erzählte der amerikanische Forschungsreisende Major Alexander Powell, der sieben Monate im Innern des dunklen Erdteils verbracht hat: „An dem oberen Lualaba lernte ich einen großen Häuptling kennen, dessen Erhabenheit so groß ist, daß er niemals den Erdboden berühren darf wie gewöhnliche Sterbliche. Er sitzt auf einem lebendigen Thron, der aus einem starken Sklaven besteht, der ihm als Sattel dient, während ein riesiger anderer Mann hinter ihm steht und als Lehne für seinen Rücken dient. Man hat mir erzählt, daß dieser mächtige Herrscher, wenn er sich nachts zur Ruhe legt, sich auf einem Lager ausstreckt, das aus zwölf menschlichen Körpern besteht.“

*

* **Ein Vogel als Hüter der Schafe.** In Venezuela gibt es einen Kranich, Yokamik genannt, der wohl der intelligenteste aller Vögel genannt werden kann. Die Eingeborenen verwenden ihn ganz so, wie bei uns die Schäfer Hunde zur Beaufsichtigung ihrer Herden verwenden. Oftmals lassen sie die Herden ganz allein mit dem Vogel, der die Tiere, die manchmal meilenweit fortziehen, wieder vollzählig zurückbringt, indem er sie vor sich hertreibt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.